

Partie Nr. 188.

Erste in Café Kaiserhof in Berlin am 20. Dezember 1887.

Wienener Partie.

- C. b. Bardeleben. G. Schallopp. 1. e2-e4 e7-e5 2. b1-c3 S8-S6 3. f2-f4 e5-f4 4. Sg1-f3 S4g-f6 5. Schwarz kann den Gambitbauern mit 7-5 ganz gut verteidigen. 6. e4-e5 S8-h5 7. Lf1-c3 g7-g6 8. d2-d4 Sd5-d4: Dd8-h4? 9. Ke1-e2 H-f3+ 10. Sd4-f3: Dd8-e4? für weiß in Strauß. 10. d2-d4 Th8-g7 8. O-O b7-b6 9. Schwarz nachsichtig g5-g4 und wenn der Springer nicht, Sd5-d4. 9. Kgl h1 Lf3-h6 10. Sd5-d4: Sd5-d4? 11. Dd1-e2: einen überwiegenen Angriff. 11. e2-e3 Sd5-a5 12. Dd1-d3 Tg6-g6 13. Schwarz den Ld3, so schlägt die Dame nicht den Springer, sondern mit härteren Angriff den Bh7. 13. Dd3-d5 14. Dd3-e4: 14. Sd4-e4: h7-g6: 15. Dd3-e4: Ld3-b7 ein ganz gutes Spiel. 16. Dd3-e4: Dd3-h4 17. Kgl-e2: g5-g4 18. h2-g3: Dd4-g4 19. Kgl-h1 Sd5-f4: 20. oder 16. Kgl-e2: e7-e5 17. d4-e5: Td1-e2 18. h2-h4: e5: 19. h4-h5, falls 18. h2-h4: 20. Dd3-e4: Dd8-b6 20. Ke2-f3 Dd8-e2 Td1-d1 f4-g4 22. h2-g3: Ld3-e2 23. Lc1-f1 g5-g4 19. Td1-e2 Lc7-e5 24. Td1-b3 Ld5-d4? 25. Sd5-e4: 26. Sd5-e4: Sd5-e4: 14. Sd5-h4 (Dd8-h4: 15. Dd3-f7? Ke5-d8 16. Dd7-f8+). 14. Dd8-h5: Ld5-b7 15. Sd5-b4

Kleine Mittheilungen.

Die Berliner Schachgesellschaft wählte ihrer Generalversammlung am 13. Januar den Vorstand für 1888 durch Abstimmung wieder; doch lehnte der bisherige Schachmeister Dr. Reichen die Wiederernennung seines Amtes, welches er 8 Jahre hindurch verwaltet hatte, ab, und es wurde an seiner Stelle mit 26 von 30 Stimmen der Herr Dr. Schach zum Schachmeister gewählt. Die übrigen Vorstandsmitglieder sind: G. Schallopp, Vorsitzender; O. Gerdel, Stellvertreter des Vorsitzenden; G. Hülken, Schriftführer; G. Ahlhausen, Bibliothekar. Dem Vor der Wahl ernannten Jahresbericht entnehmen wir, daß die Bibliothek im Beginn des neuen Jahres 35 Bücher (unvollständig sind bereits wieder 4 Mitglieder eingetreten). Die laufenden Ausgaben erreichten im Jahre 1887 eine Höhe von 1263 M.; dazu traten an außerordentlichen Ausgaben (Einkaufslohn und Korrespondenz) 630 M. Das künftige angelegte Vermögen der Gesellschaft beträgt 8. 1350 M. Die Bibliothek umfaßt 209 Bände in 233 Bänden.

Räthsel.

Charaden.

Wenn die ersten Zwei uns Wieder Engen freilich hin und wieder, Nicht aus dem Ganzen ohne gleichen Ja wohl gar zum Steinerischen, Schwachen Herden unerträglich. Und wie die zwei Reigen stiglich.

Die zwei Reigen sind beides ein und das selbe, das ist die Welt, die man nicht ohne die Welt nicht leben kann, das ist die Welt, die man nicht ohne die Welt nicht leben kann, das ist die Welt, die man nicht ohne die Welt nicht leben kann.

III.

Mein Gutes Schicksal hat oft oft oft, Nicht wahr, man trauet's Dir doch auf den Tisch? Das Schweit man froh sein, aber auch klein, Nicht, manchmal recht schmalig, doch oft ist es rein. Ge nach der Welt, halb schick und halb krank, Halb sieht es wirt, halb hoch kann aus, Mein Ganges ist rund, o weiche Bracht! Doch nie hat's ein Strohger gemacht.

III.

Es war im letzten letzten Paar, Eins lag zu des Stäubers Füßen, — Vier drehte von Lustigern keine Gesäß, Die war er allein mit der Hüften.

Er sprach: „Schöne mich, Liebre, sei mein! Deine Lieb' ist nicht Bruch, Du mein Leben. Wenn, fertig, ich schwarz's, wie edler Wein Ein's-Zwei ein-Professorien Reden.

Sei mein! Ich bin reich als' Eins und Drei Von meines Lebens Reimen.“ Er sprach: „Propheten die Gegenwart! Man's Ganges ist ein vergeblich Ge.“

Sie hat geprochen kein einzig Wort, Sie hat die Hand ihm geboten, — Da rief er freudig das Gange sofort Und küßte die Lippen, die roten.

IV.

Die Erste heißt Du an jedem Sans Die Zweite nennt, es zu können. Vom Gange schweigt Dein Bild finans Weit in die Welt zu können.

Logarith.

Wer sollte wohl den Gierig nicht kennen, Nicht kein „Quousque tandem abutere“, Trum will ich den, dem's gilt, nicht ohne noch neuen, Doch diesen letzten Namen nicht verlore: Zauch' a für a, ein Schick' sey' i für a — Und eine große Sängern hoch lang. Die einst die Erste war in ihrer Zeit Und, hochberühmt, geschickt ward weit und breit.

Räthelung.

Son 2. M.

Table with 7 columns: wenn, die, gen., de., den., sucht, is., se. and 7 rows of words.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer: Des Homonym's: Ein. Der Königs-Wronemabe: See und Wasserfall. Die Fellen schaff und wild, Der See, die Waldumarmung, Ein die ein fülltes Wild Reifungers Betätigung. Und dort, mit Zornemall, Stinckend zwischen Steinen, Liebt dir der Wasserfall Die hübsche Zeit ergehen. Du sollst, gleich jenem Reich, Betrachtend dich verschließen, Dann küßt, dem Bache gleich, Zur That thumterreichen.

Nicolasus Benak.

Dunk und Wering von Otto Senkel in Halle a. S. 6.

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 3.

Halle a. d. S., Sonntag 22. Januar.

1888.

Inhalt: Von Generation zu Generation. Erzählung von M. Wibder. (Fortl.) — Eine indische Nacht. Von Alfred Peters. v. Berger. — Gans- und Hants-Unterhalt: Sind die höchsten Enterteichte der letzten Jahre als außerordentliche zu betrachten, oder können wir dauernd darauf rechnen? Die Ursache der Butter. Geflügelwirth. Wäskulien im Sommer zu reiten. Hebräisches Sprüche oder geschälte mit dem feinen Gerüche zu bereiten. Rettigsalat. Die Verwendung der Knochen. — Schach. — Räthsel. — Familien: Mannichfaltiges: 24 mit ein Rauber Klobenburg. Literatur und Kunst. Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unerlaubt.

Von Generation zu Generation.

Erzählung von M. Wibder.

(Fortsetzung.)

Donna Juanita Maranto Monte Barberi war noch heute, trotz dem das üppige, natürlich gelochte Haar silberweiß ihr Anlich umrahmte, eine wohlhaft schönliche Erscheinung. Aus dem für eine Edlönnerin sehr zarten, wunderbar geschnittenen Gesicht leuchteten mandelförmige Augen von sammetunkelm Braun, aber ergreifend traurigem Ausdruck. Die feingehakten, leuchteten mandelförmige Augen waren noch frischroth, die hohe, in ein schwarzes Sammetstium gelebete Gestalt der vielleicht vierzigjährigen Frau zeigte das entzückende Gemmaß, und alle ihre Bewegungen waren vollendet grazios.

stehe sie. Dann, seine Hände fassend und sie an ihre zuckenden Lippen ziehend, setzte sie in der ganzen Anal ihrer armen, gemarterten Seele hinzu: „Kind, Kind, ich bin eine Verbrecherin, und Dein unglücklicher Vater ließ sich durch den Schein täuschen. Alfonso, ich schwöre es Dir bei der Madonna und allen Heiligen, zu denen wir beten, daß Du Dich meiner nicht zu schämen hast. — O, ich habe mich jahrelang nach dieser Stunde gesehnt, nach den Minuten, in denen ich Dir meine Rechtfertigung geben konnte!“

Die schmalen, ineinander verschlungenen Hände mit unbeschreiblicher Gebehrde dem Eintretenden entgegenredend, verharrete die Unglückliche einen Moment schweigend, dann aber löste sich der Mann von ihrer Seele. Wilt dem Ruf:

„Alfonso, — mein Kind!“ eilte sie auf den jungen Mann zu und wollte ihn in ihre Arme schließen.

„Sennora!“ sprach er ihr da von den Lippen des Sohnes entgegen, und was für sie in diesen einen Worte lag, war so viel, so quatschvoll viel, daß sie aufstehend die erhobenen Arme finen ließ und eine Thräne über ihre erbläute Wangen rollte. Sie bot dabei einen so ergreifenden Anblick, es lag eine solche Verzweiflung in dem schönen Gesicht, daß Alfonso Herz auch jetzt wieder schnell überwandern war. Er trat rasch auf die Arme zu, und ihren Arm in den seinen legend, sagte er ungleich freundlicher und verständlicher:

„Alfonso, — mein Kind!“ eilte sie auf den jungen Mann zu und wollte ihn in ihre Arme schließen.

„Lassen Sie sich zum Divan führen, Sennora, ich bitte darum.“ „Sennora!“ stieß sie unter heftigem Ausschlagen hervor. Und jetzt, jetzt lag die schöne, stolze Erscheinung plötzlich dem Sohne zu Füßen. „Alfonso, wenn Du ein Herz trägst in der Brust, eine fühlende Seele hast, so nenne mich Mutter!“

„Lassen Sie sich zum Divan führen, Sennora, ich bitte darum.“

Mannichfaltiges.

24 mit ein Rauber Klobenburg.\*

To jede uraldische Geschichte gehört so wußt ein luttie Wörred und wü dat id im so uraldische Wüsch doch of gern ein uraldische Geschichte schreiben wüß, so wüß id hier of ein luttie Wörred hollen und dorum Dreeckerl utenamer setzen. 24 mit ein Rauber Klobenburg, so bin id in de Geschichte büchert nich de Hauptperson, in'n Gegenbeil, dat is mit Rauber Klobenburg selbst; aber wi Blattdüchchen hewen dat jo mal to an de Gewohnheit, uns selbst toeren to nennen — to'n Amern, wenn id bin mit ein Rauber Klobenburg an vor lustige Dünthes vertellen doch, denn jo wüß id ein ganz gewuß büchert nich lächerlich machen, denn he weert ein oblen hawens-goben Keel un — in to'n düchlichen Büchern, was wirklich Genere äwer einen Rauber Klobenburg un sin unlosten Käg laden

schul, denn to schobst em dat of nig mehr, denn he is all lang dod un — he heit äwerall genüch mit Klobenburg heeten!

„So, nu is't genou, denn bi de Wörred mut't'n sid nich to lang wahlen.“

„Dat giff't hier ut büße Welt sehr verriedene Klafschreifer's, pleegt man bi mi to Sus to legen, wenn dorum de Wied is, dat de leuwe Gott de Wüschden nich all äwer een und denialden Leesten klagen heit, — Genige driest den Raibe accen lot, Amere mögt em lewer bitter, un bi noch Amere mut' logen an groten Schuß Num dornang klade warden — äwer to'n inafschden Klafschreifer, as mimen Rauber Klobenburg, heit dat doch gewuß man wenig genou.“

„24 mit ein Rauber Klobenburg, so bin id in de Geschichte büchert nich de Hauptperson, in'n Gegenbeil, dat is mit Rauber Klobenburg selbst; aber wi Blattdüchchen hewen dat jo mal to an de Gewohnheit, uns selbst toeren to nennen — to'n Amern, wenn id bin mit ein Rauber Klobenburg an vor lustige Dünthes vertellen doch, denn jo wüß id ein ganz gewuß büchert nich lächerlich machen, denn he weert ein oblen hawens-goben Keel un — in to'n düchlichen Büchern, was wirklich Genere äwer einen Rauber Klobenburg un sin unlosten Käg laden“

„24 mit ein Rauber Klobenburg, so bin id in de Geschichte büchert nich de Hauptperson, in'n Gegenbeil, dat is mit Rauber Klobenburg selbst; aber wi Blattdüchchen hewen dat jo mal to an de Gewohnheit, uns selbst toeren to nennen — to'n Amern, wenn id bin mit ein Rauber Klobenburg an vor lustige Dünthes vertellen doch, denn jo wüß id ein ganz gewuß büchert nich lächerlich machen, denn he weert ein oblen hawens-goben Keel un — in to'n düchlichen Büchern, was wirklich Genere äwer einen Rauber Klobenburg un sin unlosten Käg laden“

Hier die Redaktion verantwortlich: S. B. Dr. W. Borch in Halle.



ihre Wiege gestanden und wo sie in einem Kloster gelebt bis kurz vor der Zeit, wo der große spanische Brande die kaum erlösbare Mädcheninseln fernen geriet und heimgeführt hat in seine eigene Heimat.

Alfonso hatte ihr theilnehmend angehört, jetzt aber fuhr er heftig an:

„Mutter, ich stehe dich an, neme mir nur den Namen des Mädchenkindes, der sich unterstanden hat, den Schein der Gerechtigkeit auf die Gemahlin eines Marquiten zu werfen!“ Ein schwerer Seufzer hob die Brust Donna Juanitas. „Gleich“, hauchte sie dann. Und gleich ihre Arme um den Hals ihres Sohnes legend, sagte sie fort:

„O Kind, vorher aber muß ich Dir gestehen, daß mich anger der grenzenlosen Schmach, dich zu sehen, auch noch eine unendlich schmerzliche Pflicht überher gerufen hat. Alfonso, nur durch Zufall habe ich den Namen der jungen Deutschen erfahren, die Du in wenigen Stunden zu Deinem Weibe machen willst. Und ich bin Tag und Nacht gereift, um noch vor der Trauungsfeierlichkeit bei Dir zu sein, denn — Kind, es brüht mir fast das Herz, daß ich es Dir sagen muß; aber —“ sie schloß sich schmerzhaft auf, dann legte sie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft hinzu: „Aber Du darfst die Tochter Otto v. Schenckens nicht zum Altar führen.“

„Gleich“, erschrocken hatte Alfonso sich aus den Armen der aufgereizten Frau gelöst. Jetzt blühte er mit großen, finsternen Augen in ihr schmerzhaftes Gesicht.

„Mutter, was sagst Du da? Ich — ich sollte Angelica nicht zu meinem Weibe machen dürfen? Mutter, und welche Gründe kannst Du haben, dieses — grausame, widerwärtige Kindchen an mich zu stellen? Welche Gründe vermöchten mich überhaupt dazu zu bewegen, einen — verzehrt mir den Ausdruck, Mutter! — einen Schurkenreich zu begeben, wie der wäre, wenn ich mein Wort brähe.“

Donna Juanita erhob stehend ihre Hände. „Still, still, Alfonso!“ unterbrach sie ihn und setzte mit leise vibrierender Stimme hinzu: „Hier kann von einem Schurkenreich nicht die Rede sein, mein Sohn, gewiß nicht! Aber entscheidest Du selbst! Mit klaren Worten will ich Dir darzulegen versuchen, was Dich von diesem Mädchen trennt; nur sich nicht mit ihm zu drehen, vorwurfsvollen Blicken an und versuche es wenigstens, ruhig zu sein!“

Ein bitteres Lachen kam über die Lippen des jungen Mannes; dann verließ er hastig seinen Platz und machte einen Gang durch das Gemach. Wieder vor dem Sopha angelangt, blieb er mit verkrüppelten Armen vor der Dame stehen, die mit den Augen traurig jeder seiner Bewegungen gefolgt war.

„Es müssen bestimmte Umstände sein, die mich jetzt noch von meiner Braut zu trennen vermöchten“, sagte Alfonso mit mühsam unterdrückter Heftigkeit, „selbst wenn ich Angelica nicht liebt mit ganzer Seele; denn schon schmückt sie sich zu dem würdevollsten Schritt ihres Lebens.“

„Und dennoch kommt Du ihr nicht den Eid der Treue leisten, mein Sohn“, erwiderte Frau de Marquiten, „wenn Du mich gehört haben wirst. Ich wiederhole Dir: eine Tochter Otto v. Schenckens kann nicht Deine Gemahlin werden.“

„Wofür?“ fragte Glas, „nee! Hörst best ich dir thorst all von, dat icholl jowill 'ne Dit Kaffe sin?“

„Ja“, antwortet id, „ne Dit Kaffe is Wotta woll!“

„Minch“, sagt Glas nu an, „dat beapir id awer nich, wo Gener Kaffe abn Mell un Sinder drinten kann, dat weer mi doch to butter!“

„Ja, ich mal, Glas“, sagt id, „dat find Gemachiaten. Du weest, dat gift verschiedene Stoffdrinkers id wip de Welt un io wider un io wider.“

„Du best Recht“, meent Glas, „un id wip de mit nich mit Di awer den Weltin, freiden, awer id für mi Kerion drint den Kaffe lewer ist,“ un dorbi wenn't is sid of all an den Markir un wovot em in dat geandliche Noedichheit is. „Da, jemand, bringen Sie mich doch auch mal 'ne Tasi wull von das, was mein Freund hier trinken thut, awers en bitlichen Wiltch un Sander best!“

„Ja, jemand weert denn mi en sehr „verhändlichmigen“ Krimchen, es de Noedichheit to legen pleant, un as id em en Beten mit de Dogen topieren best, dorung geht itraum noch de Rat herit un kein denn of bald mit en list nidlich Kaffebrert un mit en Tasi Wullung un en Wort mit Mell un en Zunderdom! Silberrührlichd weeren de amerni Gest in Claudius Semm sin Galtitio denn io nu ebenio „verhändlichmigen“ als jemand un kein Wiltch id en Wurd, as Glas Kloppenburg sid

Und nun setz dich zu mir, mein Kind, und laß Dir berichten, was — leider! — verhängnisvoll zwischen Dir und der Comtesse steht. Vor allem aber, Alfonso, glanze mir, daß Deine Mutter gern ihr Leben darum gäbe, wenn sie mit ihm hinwegzögen könnte, was dich von Angelica v. Schenckens trennt, aber —“

Die großen, braunen Augen Donna Juanitas blickten schmerzvoll in das finstere verzogene Gesicht ihres Sohnes, und die Hände auf die wogende Brust drückend, kam es wie ein Aufschrei über ihre Lippen:

„Schon Jahre hindurch habe ich keinen sehnlicheren Wunsch gekannt, als meinen Sohn wieder in die Arme schließen zu dürfen, und nun sich mein brennendes Sehnen erfüllt, muß ich dem geliebten Kinde auch gleich in der ersten Stunde Schmerz bereiten!“

Es lag eine so tiefe Verzweiflung in den Worten der Vermittlerin, daß Marquiten in seiner großen Herzensgüte schnell das eigene Leid über dem der Mutter vergaß und, sich neben sie setzend, in sanfterm Tone sagte:

„Ich weiß, daß Du es gut mit mir meinst, Mutter, und will dich geduldig anhören. Aber ich bitte dich, sprich ohne Umstände: jede Verzögerung in Deinem Bericht wäre Pein.“

„Mein lieber, theurer Sohn!“ flüsterte Juanita und blickte ihn dankbar an. Dann legte sie wie todessatt ihren schönen Kopf mit den süßigen, schweißigen Locken, die nur wenig von einem Keinen, schwarzen Schürzenbüchsen verdeckt wurden, an seine Schultern, und mit zitternd zitterlicher Gebärde setzte vor Erregung bebenden Hände in ihre Hände nehmend, begann sie endlich mit leiser Stimme ihren Bericht. Es war eine lange Geschichte; aber mit fliegendem Altonio lautete Alfonso jedem Worte zusehend, und immer wieder wandte seine Züge, immer düstrier der Blick seiner großen geistvollen Augen. Oft ballte sich auch die Hand des jungen Mannes und seine Lippen preßten sich traunhaft aufeinander, als wolle er einem zornigen Worte wehren, das ihm doch auf der Zunge lag.

Endlich hatte Frau von Marquiten ihre Mittheilungen beendet. Geopannt, angstvoll schaute sie jetzt zu dem Sohne auf; aber als sie nun dem Ausdruck tiefer Seelenpein in seinem gänzlich erstarrten Gesicht begegnete, warf sie sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit der Sünderin erneuert vor ihn in die Knie, und während seine Thränen über ihre Wangen rollten, erhob sie stehend die Hände zu ihm:

„Habe Mitleid mit mir, mein Kind“, hauchte sie, „und brich nicht den Stab über die Unglückliche, daß sie danach verlangt, gerächt zu werden.“

Mit einer Gebärde des Unwillens wandte sich Alfonso von ihr ab, dann aber erwiderte er großmüthig:

„Ich würde dich im Gegentheil verachten, wenn Du dich nicht danach geübt hättest, den Glenden zur Keckheit zu ziehen, der mit Deinem Lebensglück, mit dem Frieden einer ganzen edlen Familie dieses irreführlchen Spiel getrieben. Aber,“ riefte er nach qualvoller Pause langsam hinzu, „Du hättest nicht nötig gehabt, mir noch in der ersten Stunde Deine Mittheilungen zu machen und störend in das Glück meines

denn en paar grote Stücken Sieder in sin Bultjung smeet un de Last best boben an vull Mell geten best.

Dat Tüges freeg denn io mi natürlich en ganz suache Stalör, awer Glas drunt allsch iverich dorup los un best of richtig, abn in Geringaten dat Geischt to verdecken, den ganzen „Wotta“ dalklüt.

As he dat Gedrück rummer hart, is he upfahn un rutgahn nah sin Wonen und Beer. He best keen Wund reagt, best aber sücherlich nu sin beeden Wimmen inhaat, as Claudius Semm sin Friedrich mi man verzeilt best, de datt Mal teen Dornigeld freagen bair. —

De Geischt weer nu of up jeden Fall bald vergeten weest un keen Wiltch bare iver in'n Genen id weeren fragen, wodermi Glas Kloppenburg de „Wotta“ egentlich smeet best, wenn em nich mit mi tolenen einige Soltren spider mal noch en ganz ähnliche Geischt basiere wer, de id hier of to'n Beten gehen wull.

De Heubahn nah Sambora weer in'n Gang set, un Gen von de Geriten, de ehr beupen best, weer natürlich mit Waverer Klappentura, un he best mit keen Wort, id must mit em keien un em Katholik wien. „Ja, um de Zeit fort to verstellen, mi fund denn un en Beten dörch de Stadt sendert, dor frigt mi Glas Dinger un id gab mit em nah Wiltens Ketter vin. Klumt, dat mi binnen fünf, bestelt he glitz mit lude Stimm: „Enei Wöffhiden“, un io mi reagt he. „Du, he miol der wull en Waddel Wai drinken, dat's hir jo en bannig finen Strog!“

Die Ansicht der Vater.

Bei der Aufsicht der Vater oder Mütter sollen folgende Punkte beobachtet werden:

1. Man lasse die jungen Vater niemals was werden. Die geringste Mißtheilung ihnen wiederholt werden.

2. In den ersten 24 Stunden nach dem Anschlüssen aus den Eiern dürfen dieselben nicht gestört werden.

3. Vor dem Einsetzen in den Stall muß man sich überzeugen, daß derselbe völlig rein und frei von Käufen ist. Dieser Raum ist dreimal in der Woche mit weißem Zinkpulver zu bestreuen.

4. Man muß nachsehen, ob die Heime frei von Linsen ist; sie ist ebenfalls mit Zinkpulver zu bestreuen.

5. Man muß unterscheiden, ob die Heime am Kopfe, dem Halse und am Leibe Mücken oder große Laie hat. Der Kopf, Nacken und Leib ist mit Schwefel einzureiben.

6. Wenn Bettel der Aufsicht der Vater geht an Käufen zu Grunde.

7. Durch Schmutz werden die jungen Vater rasch zugrunde gerichtet. Deshalb lüftere man in reinen Gefäßen. Das Trinkwasser muß in der Art gereinigt werden, daß sie nur mit dem Schaber bemeingelangen können.

8. In der ersten Lebenswoche sollen die jungen Vater mit einem Gemenge von einem gelochenen Ei und Weizenkleie, Schrot, etwas Salz ernährt werden. Außerdem wird süße Milch als Getränk gereicht. Die Fütterung hat in Ansehensräumen von zwei Stunden zu geschehen.

9. In jedem Tage wird etwas rohes Fleisch nebst geriebenen Zwiebeln oder sonstigem Grünmutter gereicht.

10. Nach Ablauf der ersten Lebenswoche wird den jungen Vater ein Stöcken mit Weizen und gebacktem Fleisch in den Stall gesetzt. Außerdem wird dreimal am Tage eine Mischung von Weizenkleie, Weizenstiele und geschrotetem Kofen nebst Grünmutter gefüttert.

11. Gequastete Kartoffeln, gekochte Rüben und roher Reis können immer gereicht werden.

12. Durch das Hebermaß von gekochten Eiern werden Verdauungsbeschwerden verursacht.

13. Der Anfang des Gefälts muß oftmals geäubert werden, um die Bildung von Schmutz zu verhindern.

14. An der Kropföffnung, feiner Nies, achtlose Aufstellungen, und ein stieres Staubbild sind für die jungen Vater sehr nützlich.

15. An trocknen, warmen Tagen können sie sich im Freien aufhalten.

16. Die jungen Vater müssen gut gewartet und sorgfältig versorgt werden, bis sie gut besterkt sind.

Gefüßigkeit.

Gefüßigkeit und milderheit der der Tauben und Säbner, wird vielfach noch für unbrauchbar oder minderwertig gehalten und dementsprechend gar nicht oder falsch bewertet. Säbner und Taubenmilt ist indess von gewöhnlichem Weisse, da ihm eine hohe, treibende Kraft innewohnt, die ihn namentlich für Gärtnerzwecke wertvoll macht. Darauf hat schon Lauer hingewiesen, der von dem Fieberdrücker sagt, daß er in kleiner Masse, sorgfältig zertheilt, d. h. nicht flumpig untergebracht, sondern dünn übergetrunn, eine vorzügliche Wirkung habe. Hauptlichlich wird man den Säbnermilt auf den Gemüthlichen verwenden. Nach vielen Beobachtungen werden insbesondere Karotten sehr hart und hitz, wenn die Beete mit feingepulvertem Säbnermilt überstreut werden, der dann leicht untergebracht wurde. Wir können daher unseren Lesern nur rathen, mit der Verwendung des Säbner- und Taubenmiltes einen Versuch zu machen. Die Zerfleinerung des Miltes bietet, wenn er trocken ist, keine Schwierigkeiten, es geschieht das mit Zerbreitern, wie man sie zum Zerhacken der Gartenerde benutzt.

Maiblumen im Zimmer zu treiben.

Maiblumen lassen sich ganz gut und ohne große Mühe im Zimmer treiben, was nicht allgemein bekannt sein dürfte und namentlich ist das jetzt, nach Weinachten, nicht schwer. Zwar bedürfen die Maiblumen einer ziemlich großen Wärme, doch kann man ihnen dieselbe im gewöhnlichen Zimmer leicht zufommen lassen, indem man sie auf den Kachelofen stellt. Die Erde empfindet sich eine Mischung von 2 Theilen einer Miltbeereerde und 1 Theil groben Sandes. Die Erde wird in Topfe gefüllt, deren Boden gut mit Erdenbeere bedekt sind, und zwar stellt man die Topfe quer nur lomeit, daß man die Maiblumenkeime darauf setzen kann. Sie werden sichtlich eng an einander gesetzt. Dann wird abermals Erde aufgeschüttet, bis nur noch die Spitzen ungefähr 1 cm aus dem Boden hervorragen. Sodann wird der Topf oben mit Iringeh, gut ausgeblasenem und ausgebrühtem, aber reinstem Moos ca. 2 cm hoch bedekt und eine Glasglocke darüber gesetzt. Es kommt er auf den Ofen. Durch Gießen mit reinem Wasser wird immer für die genügende Feuchtigkeit gesorgt. Wenn die Keime treiben, was noch ungefähr 14 Tagen gelassen wird, so wird etwas von der Moosbedeckung entfernt,

weiterhin, mit dem Aufwachsen, auch die Glocke abgenommen oder doch gelüftet. Meistens kommen die Maiblumen ungefähr vier Wochen nach dem Einsetzen zur Blüthe. Will man sie nicht in dem Topf lassen, in dem sie unrichtig gepflanzt wurden, so können sie ohne Schaden verjagt werden.

Ueberrückende Früchte oder geruchlose mit dem feinsten Gerüche zu versehen.

Früchte, namentlich Winteräpfel, welche lange Zeit im Keller aufbewahrt werden, nehmen oft einen widrigen Geschmack an, welcher die Früchte fast ungenießbar macht; auch sind oft die nächstgelegenen Gerüche, oder wenigstens noch nicht anstehendem Gerüche. Um diesen Fehlern abzuweichen, trocknet man, nach der Dresd. Landw. Presse, Hollunderblumenblätter, welche vom falschen Jasmin und Weidenblättern. Werden die Früchte 2 bis 3 Wochen in diese Blüthen gelegt, so verlieren sie nicht nur den ehemaligen schlechten Geruch, sondern nehmen sogar ein feines Aroma an, welches ihnen die duftenden Blüthen verleiht.

Die Verwendung der Knochen.

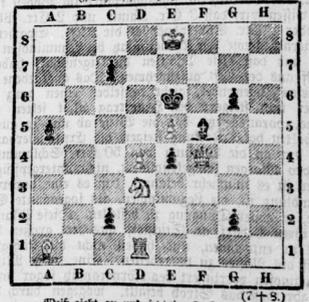
Die Knochen- und Fleischabfälle der Küche werden meist zur Fütterung der Hunde benutzt. Diese Verwendung ist ja auch an sich ganz richtig, doch ist es in Wirklichkeit, in denen Säbner gehalten werden, vortheilhafter, die feineren und zarteren Knochen zur Fütterung der Säbner zu verwenden. In dem Zwecke werden sie mit einem Hammer auf einer harten Unterlage zu einer dreierartigen Masse zerhackt, die den Säbner gegeben wird. Nur muß darauf geachtet werden, daß keine größeren Stücke und Knochenstücke in der den Säbner zu verwendenden Masse enthalten sind, weil an diesen die Thiere sich Koth und Schlund verletzen können. Am übrigen ist für die Knochen der Säbner sehr dienlich, es wird ihnen auf diese Weise nicht nur Fett und Fleisch verabreicht, deren sie bedürfen, sondern auch Kalk in zugänglicher Form, den sie zur Bildung der Gerichte bedürfen. Es wird durch die Verwitterung des Knochenabfalls an die Säbner der Nitratt des Fieberausseignens und der des Ammoniums der Uter in hohem Grade vorgebeugt.

Nettigalt.

Viele Landwirthe, Gärtner und Hausfrauen werden schon bemerkt haben, daß ihr Nettigalt, den sie im Keller, in Sand eingedolgt oder auf andere Weise aufbewahren, ausbleicht. Am allgemeinen wird das nicht gern geahnt, da der Glaube herrscht, die Qualität des Nettigalts leide darunter; das ist nun nicht so schlimm, einen Theilteil hat aber das Netzen, denn die jungen Wärrer liefern einen sorten, schmackhaften Salat, der in manchen Gegenden sehr geschätzt wird. Wir können nun zu einer derartigen Verwendung der jungen Nettigalt rathen. Zubereitet werden sie wie Grünbilsalate. G. R.

Schach.

Bearbeiter von C. Schallopp. Aufgabe Nr. 275. Von Johann Dittmar in Göttingen. (Schachische Schachaufgaben.)



Weiß zieht an und legt im 3. Zuge matt. (7+5.)

Aufgabe Nr. 276. Von Hugo Zschani in Prag. (Schachische Schachaufgaben.)

Weiß (7): Kc7; Th4; Le1, S8; Sf5; Bb2, e2. Schwarz (8): Kc5; Bb6, e3, e6. Weiß zieht an und legt im 2. Zuge matt.



### Land- und Hauswirtschaft.

**Sind die höheren Ernteerträge der letzten Jahre als außerordentliche zu betrachten, oder können wir darauf rechnen?**

Ueber diese für die praktische Landwirtschaft so interessante Frage hielt Herr Viebrans-Weidhausen in einer Vereinsung zu Hildesheim nachlebenden, in dem Hildesheimer Land- und Forstwirtschaftlichen Vereinsblatt" abgedruckten Vortrag: „Sehr gern habe ich die Einleitung dieser Frage übernommen, obgleich ich eigentlich nicht genau weiß, wie ich dieselbe beantworten soll, da ich mich nicht ohne weiteres zu der Ansicht bequemen kann, daß die verhältnismäßig hohen Ernten der letzten Jahre, z. B. 20 Ctr. Weizen und Hafer pro Morgen, als Normalernten anzusehen sind. Es ist nicht anzunehmen, daß die Kultur unserer Acker plötzlich allgemein eine so ausgezeichnete geworden, um jene Erträge als andauernde bezeichnen zu können. Man muß diese Erträge dem Einflusse der günstigen Witterung, welche wir gehabt haben, zunächst zuschreiben, und kann dieselben nur zum Theil der verbesserten Ackerkultur zu gute halten; ähnlich wie ich den Ernteaussfall an Rüben in diesem Jahre nicht etwa einer zurückgegangenen Kultur der Acker, sondern den Witterungseinflüssen, der mangelnden Bodenfeuchtigkeit zur Last rechnet.

Es ist zwar nicht zu verkennen, daß in den letzten 20 Jahren außerordentliche Fortschritte in allen Zweigen der Bodenkultur und besonders in der Anwendung von künstlichen Düngemitteln gemacht worden sind, und daß wir in deren Auswahl und richtigen Anwendung eine gewisse Sicherheit erlangt haben, wodurch wiederum die Ernteerträge sicherer wurden. Wir wissen, daß die Rübe, in zweiter Hälfte mit 2 Ctr. Chilisalpeter und 2 Ctr. Superphosphat gedüngt, am besten gedeiht. Wir wissen, daß der Weizen nach Leguminosen und Klee eine Wüchsigkeit nicht gut vertragen kann, weil der Acker durch diese Vorfrüchte bereits genügend Stickstoff erhalten hat und eine Wüchsigkeit Kager, zum mindesten Befall hervorbringen würde; hingegen eine Gabe von Superphosphat mit 30 Pfd. Phosphorsäure pro Morgen den Ertrag des Weizens sichert, und daß schließlich Weizen nach Rüben, um eine gute Ernte zu erzielen, pro Morgen 20 Pfd. Stickstoff und 30 Pfd. Phosphorsäure haben muß.

Ferner ist uns bekannt, daß Hafer ein sehr großer Stickstoffkonsument ist und bei vollem Dünger bis 30 Pfd. Stickstoff in Form von Chilisalpeter vertragen kann; doch ist uns auch bekannt, daß Sommerfrucht infolge ihrer geringen Bewurzelung die im Frühjahr angewendete Phosphorsäure nicht verwerten kann, es aber durchaus nicht überflüssig, wenn es einen reichlichen Ertrag Borrath an Phosphorsäure im Boden findet.

Auch wissen wir, daß 3 Ctr. Kainit und 2 Ctr. Phosphatmehl, oder 1 Ctr. Superphosphat die Klee, Espenreite- und Luzernearten, sowie den Körnerertrag bei Leguminosen mächtig fördert und daß diese Pflanzen die Eigenschaft haben, den Stickstoff aus der Luft aufzunehmen. Das angegebene Gemisch auf Weizen angewendet, giebt denselben einen ganz anderen Charakter und steigert den Heuertrag nicht selten auf das Dreifache, vorausgesetzt, daß die Weize ob und zu auch etwas Kalk erhalten hat. Kalkung steigert die Ernte überhaupt; ich erinnere nur an die Wirkung von 50 Ctr. Schlämmpresse zu Rüben pro Morgen (eingemürrt, nicht untergepflügt).

Ferner ist es nunmehr bekannt, daß es eine unverantwortliche Handlung ist, die Leguminosen, als sogenannte Stickstoffsammler, in voller Düngeung zu bestellen. Diese Pflanzen vermögen ihren Bedarf an Stickstoff aus dem großen Borrathe der Luft zu entnehmen, und haben nicht die Fähigkeit, den Stickstoff des Mistes zu verarbeiten. Eine starke Mistgabe zu den Leguminosen verringert den Körnerertrag sogar und steigert die Gefahr, daß das Stroh befallt, wogegen durch die Gabe von 3 Ctr. Kainit und 2 Ctr. Superphosphat, wie schon bemerkt, der Körnerertrag gesteigert wird.

Damit will ich nicht sagen, daß man Leguminosen gar keinen Stickstoff geben soll, im Uebersicht möchte ich empfehlen, damit sich die Pflanzen in ihrer ersten Jugend reich entwickeln können, 1/2 Ctr. Chilisalpeter pro Morgen bei der Bestellung zu geben.

Auch hinsichtlich der Bestellung des Ackers haben wir vielfache Erfahrungen gesammelt. Es ist bekannt, daß Bohnen,

Erbsen und Sommerfrucht früh bestellt höhere Erträge geben, als spät bestellt, und daß Weizen, am 1. Okt. bestellt, auch einen höheren Ertrag giebt, als wenn er am 1. Nov. bestellt wird. Ebenso weiß man, daß Zuckerrüben besser etwas später, nicht vor dem 20. April bestellt werden sollen: erstlich, weil sie früh bestellt verhältnismäßig früh absterben, und durch die meistens im Anfang Sept. erfolgenden atmosphärischen Niederschläge auf Kosten des Zuckergehalts verfangen zu wachsen; zweitens, weil früh bestellte Rüben sehr viel Aufschuß geben, und zwar weil die Keime in der Erde kränkeln, da ihnen wegen Mangel an Wärme die Kraft fehlt, die feste Erdkruste zu durchbrechen. Es ist daher gut, wenn man statt 12 Pfd. Rübenamen (die Zuckerrüben pflegen so viel auszugeben) 25-30 Pfd. Samen pro Morgen ausbringt, weil viele Keime den Boden leichter durchdringen als wenige Keime, und durch ein regelmäßiges Aufgehen des Samens entchieden der Ernteertrag gesteigert wird; z. B. kann ich Ihnen mittheilen, daß nicht ein Altkorn der Zuckerrübe Bedehle weniger als 25 Pfd. Samen pro Morgen auslegt, und es wenige Früchtchen giebt, welche mehr Rüben pro Morgen ernten, als gerade Bedehle.

Infolge dieser Fortschritte in der Düngung und Bestellung sind unsere Ernten sicherer geworden, und sie werden noch sicherer, wenn wir nicht mehr so verschwenderisch mit dem Stickstoff bei der Düngung umgehen und damit Lager und Befall, die Folgen dieser Verschwendung, vermeiden; noch aber den Stickstoff an rechter Stelle und in rechter Weise anwenden. Aber trotz alledem kann ich nicht annehmen, daß die hohen Erträge der letzten Jahre nur allein auf die Folgen der gemachten Erfahrungen zurückzuführen sind. Es sind mir Fälle genug bekannt, wo der Dünger ohne das geringste Verständnis für die Frucht angewendet wurde und dennoch eine gute Ernte erfolgte. Meines Erachtens ist den günstigen Witterungseinflüssen der größte Theil des Verdienstes von unsren höheren Ernteerträgen zuzuschreiben.

Wenn ich mir noch mal einige Worte, die, freuz genommen, nicht zu dieser Frage gehören, erlauben darf, so möchte ich über die durch Schulz-Kunig gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Stickstoffamter und der Stickstoffreier im Pflanzenreiche, welche durch Professor Hellriegel und andere Agrikulturchemiker bekannt sind, sprechen. Durch diese Erfahrungen hat sich Schulz-Kunig ein außerordentliches Verdienst um die Landwirtschaft erworben.

Dieselben schließen für uns einen enormen Gewinn in sich und bedeuten einen Fortschritt in der Wissenschaft der Landwirtschaft, wie solcher seit Jahr und Tag nicht gemacht wurde. Wir sind dadurch in die Lage gesetzt, wenn wir unsere Wirtschaften etwas modifizieren, ganz ohne Zusatz von Stickstoff zu wirtschaften und uns den nöthigen Stickstoff selbst zu produzieren, und zwar dadurch, daß wir mehr Erbsen und Bohnen, als velle Frucht und Klee, theils als rolle Frucht, theils als Zwischenfrucht bauen. Und das letztere ist es, worauf ich ganz besonders aufmerksam machen möchte. z. B. giebt Klee (man kann dazu die billigeren Sorten verwenden, z. B. Hopfenklee), unter Weizen oder Hafer gesät, das Quantum von 40 Pfd. Stickstoff pro Morgen in Wurzel und Pflanzen, wenn solches nach der Körnerernte bis in den Herbst hinein stehen bleibt und dann grün untergepflügt wird. Ich empfehle den Herren, welche dies versuchen wollen, die Kainitfrucht hoch abzumähen, damit der stehenbleibende Palm die Kleeerpflanze etwas beschattet, was deren Umwidlung wesentlich fördert. Es darf aber nicht vergessen werden, 3 Ctr. Kalk und 2 Ctr. Thomaspfosphatmehl bezw. 1 Ctr. Superphosphat anzuwenden, was die Stickstoffsammlung fördert und den wiederholten Anbau von Klee als Zwischenfrucht gestattet. Die Kosten betragen 1 M. für die Kainitfrucht, 5-6 M. für Kalk und Phosphorsäure, welche Düngung natürlich auch für die nachfolgende Frucht vollständig anreicht und nicht der Zwischenfrucht belastet werden darf. Man schafft also mit 1 M. 40 Pfd. Stickstoff oder in Geld umgelegt für 28 M. Stickstoff.

Das sind Forschungen und Erfahrungen, welche die Landwirtschaft in dieser trübten Zeiten gebrauchen kann und welche wesentlich zu deren Erhaltung beitragen werden.

gungen Lebens einzugehen; denn wenn ich nichts gewußt hätte von —

„Alfonso, wie kannst Du so erbarmungslos sein? — Alfonso!“

Aber schon war der brennende Jörn in der Seele Valentos veranicht. Mitleidig beugte er sich zu der Verzweifelten nieder und hob sie empor.

„Ich war ungerührt gegen Dich, Mutter!“ sagte er mit schmerzbebender Stimme. „Bergieb mir! O, ihr Heiligen! Deine Mahnung kam mir aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel! Noch gestern der glücklichste Mensch unter der Sonne, — glücklich in tausend süßen Hoffnungen, welche sich alle, alle mit meiner holden, unspäthigen Braut verknüpfen, — die mir vertraute wie den Worten ihres Evangeliums, — und heute, — heute —?“

Er stampte lebensschäftlich mit dem Fuß: „Denke sich sagen müssen: es ist alles vorbei, — nur wenige Stunden vor der Realisirung meiner heiligstlichen Wünsche muß ich selbst auf den Befehl der Lieblichen verzichtet! Du hast recht, Mutter, — Angelica darf nicht mein Weib werden, nun ich Dein Gehemüth kenne. Aber wie wird sie es tragen, wie soll ich es ihr sagen, jetzt, wo sie vielleicht schon mit dem Wirtentanz auf dem blauen Kleppchen meiner harret!“

„Alfonso, höre auf! O, Du tödest mich mit Deinem Schmerz!“ rief sie Juanita, und die Hände des Sohnes fassend, fuhr sie lebend fort:

„Schreib' an das arme Kind, schreib' ihr: kurz vor der Erfüllung Deiner schönsten Hoffnungen wäre plötzlich ein Ereignis an Dich herangetreten, das Dir unmöglich macht, Deut gegebenes Wort einzulösen. Den Brief aber ich selbst durch Carlos, den alten, treuen Barjoren, der mich sofort erkannte hat, nach dem Klosterhofe. Dann jedoch ließ ohne Aufenthalt Deine Sagen nach und begleite mich — vorläufig in die Einsamkeit — nach meiner lieben, trauten Heimath Italien, wo ich mit ein vorwegenes Blüthen geübt habe, als ich endlich die Hoffnung aufgeben mußte, Mutterrechte an Dich geltend machen zu dürfen.“

Aufstehend rief sich Valento mit der Rechten durch das volle, glänzend schwarze Haar. Dann taumelte er mehr, als er ging, zu einem Tische, auf welchem ein prachtvolles, goldenes Schreibzeug mit überausdem Werth stand und auch Briefpapier bereit lag. In wenigen Minuten war alles geordnet und das kurze Bistlet in den Händen des alten Carlos, welchen ein Druck auf die silberne Glocke herbeigerufen hatte.

Als sich die Portiere hinter dem Graie geschlossen, rang sich ein Stoßen der grenzenlosem Verzweiflung von den Lippen des jungen Valentes. Seinen Arm um den Hals der Mutter legend, sagte er leise:

„Nun habe ich nur Dich! — Aber fort, fort jetzt,“ sagte er schnell hinzu. „Du hast recht, ich darf auch keine Stunde länger an diesem Orte bleiben, wo die Kinder auf der Straße mit den Jüngern auf mich zeigen würden. O, Du weißt nicht, wie geachtet die Ministerin und die Brigen hier sind, Mutter!“

„Und Deine Mobilien, Alfonso, — die prächtige Einrichtung

dieses Hauses? Ich muß gefehen, daß ich vorhin nicht an dergleichen gedacht habe!“

„Ich gebe meinem Rechtsbeistande Vollmacht, alles zu verkaufen,“ erwiderte Valento, „bis auf das Wenige, welches ich jetzt gleich mit mir nehmen kann.“

„Donna Juanita nicht,“ „Ich bin es zufrieden,“ sagte sie und blickte theilnehmend gärtlich in das Antlitz ihres Sohnes. „Und die Zeit wird auch die Wunde heilen, welche diese Stunde geschlagen,“ flüsterte sie.

Während sich die eben beschriebene Scene zwischen Mutter und Sohn in der eleganten Wohnung des jungen Spaniers abspielte, weilte Angelica in ihrem Ankleidezimmer und ließ sich von dem Kammermädchen fröhnen und schmücken. Die Baronin befand sich, mit Votte Grönung vereint, unterdessen bei Brigitta. Frau Matilde war sichtlich in größter Aufregung. In ihrer Angst vor der Zukunft des geliebten Kindes hatte sie die ganze Nacht hindurch kaum ein Auge geschlossen. Jetzt sah sie an Ottias Hühner und ihre Thränen ließen auf die schmalen Hände des jungen Mädchens, deren Erregung kaum geringer war als die der armen Mutter.

„Ja, ja, ich gebe Dir Recht, mein lieblich,“ sagte die Baronin jetzt auf die Ernteworte der Kranken. „Alfonso ist ein lebenswürdiger, ein schöner Mann, er hat auch ohne Frage ein sogenanntes gutes Herz, aber — das weiß auch dein Vater, das hatte auch mein zweiter Gatte. Und dabei bin ich doch so namenlos elend geworden!“

Votte Grönung war inzwischen leise hinter den Sessel der Weidenen getreten.

„Aber, Frau Baronin,“ sagte sie jetzt in mildem Ton, „weßhalb geben Sie sich immer und immer wieder diesen selbstmörderischen Gedanken hin?“ Und als Frau v. Sacken nur noch heftiger zu weinen begann, ließ das alte Fräulein mit ihrer überhäufig liegenden Hand gärtlich über den blonden Scheitel der Wellenmatten und sagte in beruhigender Tone: „Gottesse Angelica meine aßtern, wie ich gehört, an dieser Stelle, hier am Schmerzesslager unserer lieben Gitta, wenn auch Sie, ihre theuere, hochverehrte Mutter, unglücklich geworden seien durch die Ehe, weßhalb sollte ihr dann ebenfalls kein Glück erlöchen an der Seite des geliebten Mannes? Ich aber möchte den Worten des lieben Mädchens hinzusetzen, Frau Baronin, daß es mir in vergangenen Jahren vergönnt gewesen ist, Einblick in manches Familienleben zu thun und dabei mehr als einen Mann kennen zu lernen, der es verstand, Weib und Kind — wenn auch nicht den Himmel auf Erden zu bereiten, denn ein vollkommenes Glück giebt es nun einmal nicht, — so doch —“

Die Baronin unterbrach das alte Fräulein: „Nun ja, ich befreite es durchaus nicht, es mögen auch glückliche Ehen bestehen. Aber Angelica ist in allem meine Tochter: sie hat meine Gestalt, mein Weßlich, sie hat meinen Charakter und das Temperament, mit dem ich mich als junges Mädchen bei jedermann beliebt machte, so wird sie auch mein Schicksal tragen müssen und auf irgend eine Weise unglücklich werden. Fräulein Votte, als man uns neulich Angelicas Brautleib

### Literatur und Kunst.

\* Zum neuen Jahre bringt der Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart wiederum eine prächtige Reihel: „Handel und Wandel“, „Der Augenblick des Glücks“, „Der Laubbauer“, drei reizende kleinere Romane von F. W. Gabelander, mit ca. 700 Illustrationen von A. Langhammer und F. Berger. Derselben sind sehr und mehr aus dem Leben gegriffen, jeder mit betaneter Meisterhaftigkeit eine interessante Schilderung unserer gesellschaftlichen Zustände behandelnd, und während uns „Der Augenblick des Glücks“ die pikanten Antrüge eines deutschen Fürstenthums, größtentheils selbst Mitteleuropas, aus lebendiger Zeitlichkeit, werden vor uns „Handel und Wandel“ in die eigenen Leber und Wandelzucht des Südens und in allerhöchster Weisheit humoristische, die erste Geheimnisse des Handelsstandes enthüllt. „Der Laubbauer“ ist nicht nur des Verfassers erster Versuch auf dem Gebiet der Künstlergeschichte, sondern auch ein Meisterstück, wie man Hoffänder es zu geben vermochte. — Die vorliegende erste Forderung beginnt mit „Handel und Wandel“. Wie eine Reihe niederländischer Genrebilder, die sich vor uns auf, wenn Hoffänder uns in die eigene Kindheit und Jugend einführt! Da ist die prächtige Gestalt der Großmutter, die nicht von den Wunden ist, in denen sie sich fühlte, gewohnt, das heimliche Haus mit den gekrümmten Treppen und dunklen Spalten voll Speckvettel und Langeweile im Hemdbrandtügen



aus Paris schickte und ich die reizende Garnitur von glänzenden Perlen daran sah, da sang es mir qualvoll durch die Seele: Perlen bedeuten Thränen!"

"Fran Baronin!" rief Kotte vorwurfsvoll und setzte rasch hinzu: "Sie ließen ja aber sofort den glänzenden Ausputz entfernen und an seiner Stelle Epochen anbringen."

"Gewiß," erwiderte die Ministerin, "das that ich, denn um keinen Preis hätte ich Angelica an ihrem Hochzeitsstage Perlen tragen lassen; immerhin haben diese Perlen aber doch an dem Kleide gesehen, waren sie für das Brautkleid meiner Tochter bestimmt!"

Kotte Ordnung suchte die Köpfe. Etwas wie Nimmich legte sich dabei um den schmalen Mund in dem kleinen, gelben Gesicht.

"Wie kann man sich heutzutage nur so wunderlichen Vorurtheilen hingeben, Frau Baronin! Um Gottes willen, Comtesse Angelica, was ist Ihnen?" unterbrach sich hier aber das alte Fräulein, bis in die Seele erschrocken. Hatte sich doch die Thür geräuschvoll geöffnet und die junge Braut war schon im Wirthentrang und Schierer, — ein Willst in der Hand haltend, todtenbleich das Zimmer geläufig.

Jetzt warf sie sich laut jammernd vor der Mutter in die Arme, und ihr das Blatt vor die Augen haltend, schluchzte sie:

"Er giebt mich auf, Mama! Er geht fort, — weit fort! — O, könnte ich sterben, — sterben!!"

"Angelica, was sprichst Du? — Alfonso sollte —"  
 "Nies, Mama, lies! Ah, wenn ich die Erde vor mir öffnete und mich verschlänge!" schluchzte das arme Kind lebensschaffend.

Die Baronin hatte sich durch wenige Worte mit dem Inhalt des Schreibens bekannt gemacht. Jetzt sog sie Angelica an ihre Brust und schlüßte:

"Ich achte ein tommendes Unglück, Kind, aber auf solche Infamie war ich doch nicht vorbereitet!" Und dann zärtlich die bleichen Wangen ihres Kindes streichelnd, legte sie weich hinzu: "Weine Dich aus, Angelica! Thränen geben Erleichterung. Dann, denn aber sage mir, wie erklärst Du Dir dieses Schreiben? Was ist vorgefallen zwischen Dir und Warento, was ihn zu dieser elendlichen aller Handlungen veranlaßt?"

"Nichts, Mama, — durchaus nichts, — nicht das Geringsste! In der größten Liebe und Zärtlichkeit schrieb Alfonso getrennt von mir, als das Zeit beendete war und die Wege sich entzweit hatten."

(Fortf. folgt.)

### Eine indische Stadt.

Aus meinem Reisetagebuche.

Von Dr Alfred Frhn. v. Berger.

Jaypur, 5. Jan. 1887.

Die Stadt Jaypur, über welche der voranentandene Verfasser das Nachstehende in der „N. Fr. Pr.“ veröffentlicht hat (Provinz Rajputana) liegt in einer von karstigen Höhenzügen umrahmten Thäler einer weiten Ebene. Im fahlen Gebirge des der Stadt zunächst trenden Berges steht weit, groß und weißlich sichtbar das Wort „Welcome“, ein Ueberbleibsel der zum Empfang des Prinzen von Wales getroffenen feierlichen Veranstaltungen. Die Stadtmauer ist röhlich, von abfließendem Regenwasser selten gestreift und hat in indischem Stil reich ausgeknappte Buntmalereien. Die Straßen der Stadt Jaypur sind lang, breit und vollkommen gerade. Führt man eine dieser Straßen hinauf, so genießt man beiderer Durchblicke in ähnliche Straßen, welche diejenige, durch die man fährt, genau im rechten Winkel kreuzen. In jeder Straße kann man die langen Häuserzeilen entlang von einem Ende der Stadt zum andern sehen. Die Häuser sind sämtlich in indischem Originalstil erbaut, mit sehr vielen kleinen Fenstern, mit Balkonen, Thürmchen, Büdeldächern und Gitterwerk ausgestattet. Die Mehrzahl ist rosenfarbig getüncht, die Wände sind reichlich mit weißen Arabesken bemalt; doch giebt es auch weiße, gelbe und graue Gebäude, und auf vielen der rosenfarbigen Wände prägen farberne, allerdings ziemlich primitive Freskomalde. Da sieht man schwarze Kriegs-

elephanten abgebildet, mit bunten Decken behangen, bunte Goldbracets an den heftig anschreitenden klumpigen Füßen, den Köpfen kornig eingewickelt, Männer auf Streitwagen, den Speer schlenkernd, springende Tiger, Geellen, Hirsche, herriente Jäger, europäische Reiterinnen, Eisenbahnzüge, Kamele, Güterzüge. Besonders fällt ein großer, rosenfarbiger Palast auf mit vielen — etwa neun — Stockwerken und unzähligen, zum Theile weispergitterten Fenstern. Seine Fassade ist oben halbkreisförmig gerundet und mit vielen Knäufen und Jierathen versehen. Neben einem solchen Jierath sah ich, als wir vorbeifahren, in tiefer Kontemplation ein großer, grauer Affe mit weißem Vorderarm, hielt mit beiden Händen den Knauf fest und ließ den Schwanz herabhängen. Auf dem Geländer einer Terrasse saßen zwei andere Affen in der wärmenden Morgenhitze, einer lauschte gerade den andern, ganz wie es die menschlichen Bewohner Indiens vor ihren Hütten machen. Zwischen diesen farbigen und verklärten Häusern ragen da und dort die barocken Spitzthürme von Hindutempeln auf, so daß das Gesamtbild bizarr und lustig ist.

Von der bunten Menge von Menschen und Tieren, welche diese Straßen durchflüßet, löst sich durch Worte kaum eine Vorstellung ermeden. Bei uns ist die Farbe des Menschengewimmels immer eine dunkle, in Indien sind die Gewänder

der nordamerikanischen Regierung, das die Verbindung Nord- und Südamerikas durch den Atlantischen und Stillen Ocean bezweckt und für welches auch die Unterstützung der deutschen Regierung gesichert scheint. Einen wertvollen Einblick in die Handelsbeziehungen Deutschlands und Englands zu Chile gewährt der Artikel „Die Konturreis Deutschlands und Englands in Chile“, und wie alle die obengenannten Arbeiten für die Gelammtheit der Industriellen, Kaufleute und Handwerker von Interesse sind, so werden die mit guten Illustrationen versehenen Artikel: „Doppelgänger mit Wolkenvorhang und unterem Antick“ und „Doppelgänger mit Wolkenvorhang“ ganz besonders die Aufmerksamkeit der Reichstagsmitglieder erregen, eben so auch die Beschreibung einer neuen praktischen Vorrichtung zur schnellen Abgabe des Nothsignales für Meeresdampfer in Jahrbüchern. Weitere interessante statistische Beiträge sind unter den Titeln: „Wirtschaftsstatistik des Reichs als vorzügliches Schwenkmaterial. Vorkontingente in Papierwägen nachgewiesen. Silber in unfaulischer Wäse. Flächen aus Papier. Kleine Mengen Blei in Zinn nachgewiesen. — Literarische, technische, industrielle und vertriebliche Notizen, Fragen aus den Gebieten der Industrie und der Technik, des Handels und Gewerbes, sowie Beantwortungen in früheren Nummern gesellter Fragen, schließen den reichen Inhalt der Nr. 1 der „Deutschen Industrie-Zeitung“ ab. Das Blatt, welches zugleich Organ der Handels- und Gewerbesammlungen zu Chemnitz, Dresden, Bismarck und Bismarck ist, erscheint Mittwochs und kostet jährlich 18 Mk

dennoch hell, vorwiegend weiß. Von einer typischen Tracht zu sprechen, erscheint mir hier eigentlich widersinnig. Von beinahe völliger Nacktheit bis zu beinahe gänzlicher Bekleidung und Gepanachung sieht man alle möglichen Uebergänge. Ein Blick auf das indische Straßenleben gewährt das Bild eines Kosmopolites, bei welchem jeder irgend eine Phantasietracht, bethelhaft oder prunkvoll, gewährt hat; nur ein gewisser indischer Charakter ist allen Bekleidungen gemeinsam. Die breiten Straßen Jaypurs, die sich in der Ferne verlieren, geben dem Menschen- und Thiergewimmel Raum, sich zu entsalten, während es in anderen Hindustädten, wie in Benares, wo es nicht minder reich und dürr ist, in der Enge winziger Bazar-gassen verläuft und verdichtet. So erscheint mir Jaypur als diejenige der indischen Städte, die dem Phantasiebilde, das man dabei von einer indischen Stadt erträumt, am nächsten kommt. Von hölzernen, weißen Kindern gezogene zweirädrige Fuhrwerke mit einem buntfarbenen Baldachin, unter dem auf einem Kissen ein brauner, fetter Hindu sitzt, ein gelbgekleidetes Knechtchen auf dem Kopfe, über der Nierenwurzel einige weiße, gelbe oder rothe Farbenstreifen als Kennzeichen, traben in großer Zahl durch die Straßen. Vor Kastwagen wandeln unter hochburchen grasgrünlich gemalte Kinder mit langen Hörnern, die oft grün oder roth angestrichen sind und an deren Spitzen Verzierungen von Messing glänzen. Zwischen den Häufern stehen und der Mitte der Straße einnehmenden Fahrbahn haben Verkäufer allerlei Waaren ausgebreitet, auch rückwärts in den offenen Erdschöpfen der Häuser reist sich Laden an Laden, Werthstücke an Werthstücke. Besonders beleben das Bild die Stöße schreitend bunter Felle, mit denen diese Verkaufsplätze beinahe bedekt sind. Gemüse, Früchte, glühende Schmelzfäden, Federstrahlen, Wadner, Metallgeschloße, Spielzeug, Getreide, Kleider, alles wird in Masse feilgeboten, und liberal drängt sich eine buntfarbige, sumrende und plappernde Menge, ein fröhliches und harmloses Völkchen. Man sieht nicht selten rote Bärre, aber nur bei alten Keuten, die sich den Bart rot färben, wenn er weiß wird. Andere haben eine breite, glattraste Klee durch das schwarze Haupthaar gelegt.

Und außer den Menschen erfüllt eine ungläubliche Menge heitiger und unheiliger Thiere die Straßen Jaypurs. Hier, wie in anderen Hindustädten, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es nicht angeht, nur die Menschen als die eigentlichen Bewohner einer indischen Stadt anzusehen. Wie in Benares, wandeln zahllose heilige Kinder frei in der Stadt herum und suchen und fischen nach etwas Gemiegarem. Die Gemiegereisner müssen jeden Augenblick mit Geschrei und Rufen ein heiliges Kind vernehmen, das laut rief, sich über den Inhalt ihrer Körbe zu machen. Der braune „Boy“, der hier auf dem Hüfttritt der Kutschen steht und dessen Aufgabe es ist, das Volk durch laute Rufe zum Ausweichen zu bestimmen und nöthigenfalls abzuschleppen, vorauszulassen und eine Gruppe von Keuten zu erlösen, zur Seite zu treten, muß auch oft eine Gruppe wiederkehrender Kinder, die gar nicht ans Ausweichen denken, zur Seite schieben. Ich sah einen Mann, der gerade eine Karaviole kaufte. Der Verkäufer brach die Blätter weg und warf sie fort, und einige laute und muntere Kinder, die das feilgebende Paar umstanden und mit ihren großen Augen den Karviel voll Antheil anfaßen, schnappten sogleich die Blätter auf. Der Boden ist freckenweise blaugrau von dem regen, trippelnden Gemimmel heiliger Keuten, und manche Kuppeln und Spitzthürme sind von Taubenschwärmen ganz bedekt, wie etwa ein Baumast von einem Bienenschwarm. Ich sah's Aufsteigen, wenn der heranrollende Wagen je aufjagt, verrückt ein domerhäutliches Gebräute. Hunde, Dübner, Enten und Gänse laufen zwischen den Menschen und Kindern herum, Gsel stehen in Gruppen beisammen oder wandeln unter geschickten Bächen pflichttreu ihres Weges; langhalsige Kamele schreiten die Straßen entlang; schwarz und weißgekleidete, schlappohrige und buckelige Ziegen lagern vor einem Hause, von dessen Giebel einige prächtige Pfauen oder einige Affen auf sie niederzehen. Die Menge von Hunden und Keiern spottet jeder Beschreibung. Jeden Augenblick fliehet der dunkle Schatten eines großen, tief streifenden Raubvogels über die grell belichtete Straße; auf den meisten Photographien der Wäse von Jaypur vertragen verjümmerte

Buntkinder, daß es dem Photographen unmöglich war, einen Moment zu erfassen, wo die Luft von freilebenden Keiern frei war; allenthalben hörte man ihr klagendes Pfeifen, und Schwärme grüner Papagaien streichen laut schreiend über die Dächer weg. Bisweilen sprengt ein Vornehmer auf buntgekleideter Wäse durch die Menge. Der Diener, den der Pfiffel der Schabrade festhalten, läuft zu Fuße nebenher. Das Gebräute mag ein Bild des bunten Gemimmels geben, über das man hinaufblickt, wenn man eine der breiten Hauptstraßen hinab-blickt. Da hört man wohl ein Gelächte und Schellengeläuge und sieht in der Ferne die dunklen Rücken einiger Elephanten, auf denen eine kleine Menschenfigur sitzt, hoch aus dem farbigen Gemühl ragen. Mit Schwanz und Köpfel schleudernd, schreiten die Kolosse, nicht rechts und nicht links blickend, mit rauchem, schließendem Gange einher, ein Schellenband um den Hals, und zwei Glocken, die an den beiden Enden eines quer über den Rücken gelegten Strickes hängen, mahnen zum Ausweichen. Der Reiter sitzt auf dem Halse auf einer dicken Decke. Die weißen Elephanten in Jaypur gehören dem Maharadscha, der ihrer zweieinhalbzig besitzt.

Angeichts dieses Durcheinander von Mensch und Thier meint man es anfanglich vor sich zu sehen, wie die aristokratische Auscheidung der Gattung „Mensch“ aus der Masse der Wesen, die uns so selbstverständlich scheint und von der eine Weile künstlich abzusehen der modernen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise nur mit Mühe gelangt, in der Hindustadtanschauung überhaupt nicht stattgefunden hat.

Das Thier hat hier eine ganz andere soziale Stellung. Die „Heiligheit“ mancher Thiere schließt nicht aus, daß sie schlecht gefüttert, zur Arbeit angehalten und mißhandelt, also ungefähr wie die Wirtinnen gehalten werden; sie sehen mir oft nur zu bedeuten, daß eine Tierart als mitberechtigtes Glied der Gesellschaft gelte. Mit den Menschen und untereinander leben die Thiere in Indien auf vertraulichem Fuße. Ruhig wiederläufig liegt die Ziege auf dem Berggipfel, auf der auch der Hausherr sein Schäfchen hält. In den Speisräumen der Hotels fliegen immer Sperlinge und andere kleine Vögel aus und ein und piden Vorkommen von den Tischen. Wie oft habe ich mein Frühstück mit einigen Raben getheilt, die sich ganz led auf das Fensterbrett gesetzt hatten. Die Raben und Kinder sind bei allem dabei, schauen allem zu. Dit sieht man Szenen, die wie lebende Bilder die Thier- und Thier-Fabeln ausleben. Raben sitzen dicht über den Köpfen von Kindern und Büffeln, und bleiben sitzen, wenn diese aufstehen und wandeln. Raben sitzen dicht über den Köpfen von Kindern und Büffeln, und bleiben sitzen, wenn diese aufstehen und wandeln. Raben sitzen dicht über den Köpfen von Kindern und Büffeln, und bleiben sitzen, wenn diese aufstehen und wandeln. Raben sitzen dicht über den Köpfen von Kindern und Büffeln, und bleiben sitzen, wenn diese aufstehen und wandeln.

„Wie das liebe Vieh!“ rufen sie, wenn ich in Europa von den heiligen Thieren in den Hindustädten las, dies immer als etwas unheimlich Fremdbildliches und Seltsames erschienen war, und manchen, der meinen Bericht gelesen hat, mag die Sache bizarr genug vorkommen. Ich wundere mich, doch ich mich nicht, daß die heiligen Kinder mit Augen sehe, nicht lebhafter wüthende. Ein frei untergehendes Kind in den Gassen einer europäischen Hauptstadt, etwa auf dem Graben in Wien, würde sich allerdings kurios annehmen. Aber die Städte Indiens sind nicht so südlich wie die unsrigen, nicht so abgeschirmten von der ländlichen Gegend, die sie umgiebt. Wie in unseren kleinen Vindstädten geht durch ihre Thore Landleben aus und ein, sie haben den Charakter ungeheurer Dörfer nicht ganz abgetreut, und darum ist Vieh in den Straßen nichts Auffallendes. Dies wird von den meisten Reisebeschreibern nicht erwähnt, und so klingt die Erzählung von den heiligen Kindern in Benares oder Jaypur pikant, als einem die Sache selbst vorkommt, wenn man sie mit eigenen Augen sieht.

